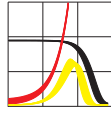
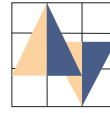


Max-Planck-Institut  
für demografische Forschung



Vienna  
Institute of  
Demography

OAW  
Austrian Academy  
of Sciences



Rostocker Zentrum zur  
Erforschung des Demografischen Wandels

## EDITORIAL

### Von Frauen und Männern

Leben Frauen länger oder sterben Männer früher? Was auf den ersten Blick polemisch anmuten mag, ist eine der ältesten und am häufigsten gestellten Fragen in der Demografie. Immerhin beträgt die Differenz in der durchschnittlichen Lebenserwartung derzeit beispielsweise in Deutschland 5,4 Jahre. *Demografische Forschung Aus Erster Hand* ergründet auf Seite 3 mögliche Ursachen für diesen Geschlechterunterschied. Die Frage ist, ob sich die Unterschiede in der Sterblichkeit auch bei Krankheit finden lassen oder ob sich vergleichbare Erkrankungsverläufe auf die Überlebenswahrscheinlichkeit von Frauen und Männern gleichermaßen auswirken.

Das erste Ergebnis ist eher überraschend: Der Gesundheitszustand von Frauen verschlechtert sich bereits in jüngeren Jahren, und schlechtere Gesundheit manifestiert sich bei ihnen auch früher als bei Männern. Gleichermäßen überrascht das zweite Ergebnis: Selbst mit Krankheit leben Frauen weiter, während Männer (eher) sterben. Der Mortalitätsunterschied zwischen den Geschlechtern vergrößert sich bei gesundheitlicher Beeinträchtigung sogar noch.

Im Gegensatz dazu verringern sich die Geschlechterunterschiede in anderen Lebensbereichen. Der Beitrag auf den Seiten 1 und 2 analysiert den Kinderwunsch von Frauen und Männern in Abhängigkeit von der individuellen ökonomischen Situation. Hier zeigt sich, dass die traditionelle Hausfrauenrolle offenbar ausgedient hat. Dies bedeutet jedoch nicht, dass der Kinderwunsch vom Aussterben bedroht ist, sondern dass eine Integration der Frau in den Arbeitsmarkt und damit ihre wirtschaftliche Unabhängigkeit zentrale Voraussetzung für eine Familiengründung sind. Dies ist zwar bereits vor allem aus den nordischen Ländern bekannt, wird aber nun auch für osteuropäische Länder sowie erneut für Deutschland und Frankreich demonstriert.

Eine Berufstätigkeit wie auch soziale Aktivitäten im Allgemeinen haben weitere positive Nebenwirkungen, die sich im fortgeschrittenen Alter zeigen. Dazu gehört, dass Menschen, die länger im Berufsleben stehen, sich länger geistig fit halten (können) als andere, wie der Beitrag auf Seite 4 zeigt. Dies gilt übrigens für Frauen wie für Männer.

Nadja Milewski

## Nur Kind und Küche? Rollenklischee hat ausgedient Ökonomische Situation für Kinderwunsch entscheidend

*In der Forschung zur Geburtenentwicklung sind zunehmend ökonomische Faktoren von Interesse. Besonders eine wirtschaftliche Unabhängigkeit der Frau scheint eine Familiengründung oder -erweiterung zu fördern. Jüngere Studien zur Fertilitätsentwicklung in Westeuropa zeigen, dass eine Familienpolitik, die die Berufstätigkeit der Mütter fördert und ein gut ausgebildetes Kinderbetreuungsnetz bietet, mit höheren Geburtenraten einhergeht.*

In einer Studie, die Mitarbeiterinnen des Max-Planck-Institutes für demografische Forschung für die Vereinten Nationen erstellten, wurden vier europäische Länder – Bulgarien, Deutschland, Frankreich und die Russische Föderation – bezüglich der Einflussfaktoren auf den Kinderwunsch verglichen. Diese vier Länder durchliefen in den vergangenen Jahrzehnten unterschiedliche demografische Entwicklungen. In Deutschland und Frankreich begann die Geburtenrate bereits Mitte der 1960er Jahre gravierend zurückzugehen. Während in Frankreich die zusammengesetzte Geburtenziffer (TFR) seit Beginn der 1990er Jahre aber wieder steigt und mit derzeit etwa zwei relativ hoch ist, hat Deutschland mit etwa 1,3 noch immer ein sehr niedriges Geburtenniveau. Bulgarien und die Russische Föderation erlebten während der politischen und ökonomischen Veränderungen in den 1990er Jahren dramatische Rückgänge der Geburtenrate

von mehr als durchschnittlich zwei Kindern pro Frau auf heute im Durchschnitt 1,3 (Abbildung 1).

Um die Ursachen dieser Fertilitätsentwicklungen zu analysieren, stehen zwei Fragen im Mittelpunkt der Untersuchung: Welche ökonomischen Faktoren beeinflussen den Wunsch einer Familiengründung? Unterscheidet sich der Einfluss dieser Faktoren bei Frauen und Männern?

Grundlage der Studie sind Daten des Generations and Gender Surveys, dessen Erhebungen in den Jahren 2004 und 2005 stattfanden. Die Datensätze enthalten detaillierte Informationen zu sozialen, ökonomischen und institutionellen Rahmenbedingungen von Familien. Für die vorliegende Studie wurde die Frage nach dem Wunsch, innerhalb der nächsten drei Jahre das erste Kind zu bekommen, in den Mittelpunkt gestellt. Mittels logistischer Regressionen wurde für 2447 Frauen und 3001 Männer, die

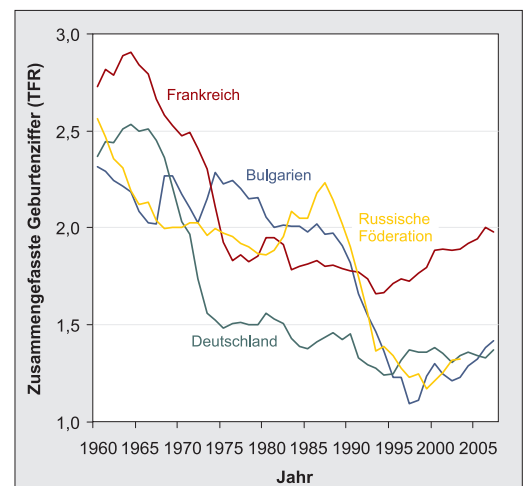
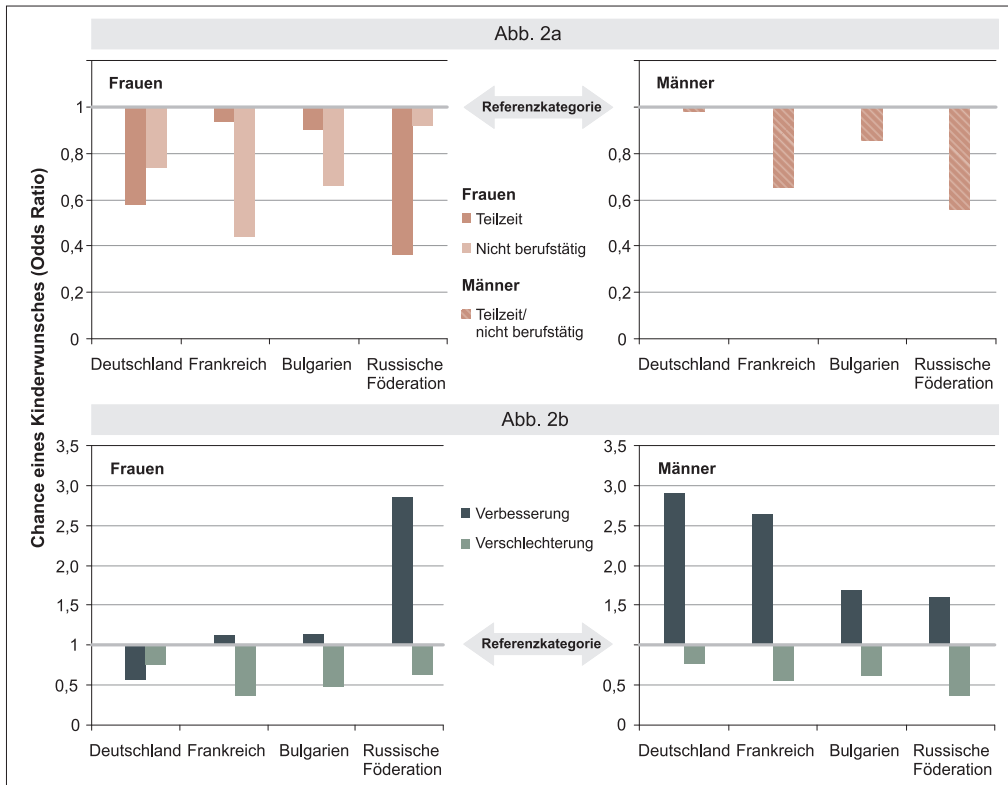


Abb. 1: Zusammenfassende Geburtenziffern für Bulgarien, Deutschland, Frankreich und die Russische Föderation für die Jahre 1960 bis 2005. Quelle: Council of Europe und Eurostat. →



**Abb. 2a:** Einfluss der Beschäftigung auf den Kinderwunsch; Abweichung von der Referenzkategorie (Vollzeitbeschäftigung).

**Abb. 2b:** Einfluss der erwarteten Auswirkungen der Geburt des ersten Kindes auf die Beschäftigungssituation; Abweichung von der Referenzkategorie (weder Verbesserung noch Verschlechterung). Quelle: GGS 2004/05 (eigene Berechnungen).

zum Zeitpunkt der Befragung kinderlos waren, der Einfluss der Erwerbstätigkeit, Kinderbetreuungsmöglichkeiten sowie finanzieller Rahmenbedingungen auf den Kinderwunsch untersucht. Neben den genannten Faktoren wurden demografische Informationen, wie das Alter der Befragten und der Familienstand, in die Berechnungen einbezogen.

Grundsätzlich lässt sich feststellen, dass der Kinderwunsch von Frauen und Männern in Deutschland und Frankreich deutlich geringer ist als in Bulgarien und in der Russischen Föderation. Dieses Ergebnis entspricht den Erwartungen, da in Osteuropa trotz des allgemeinen Geburtenrückgangs fast alle Paare mindestens ein Kind bekommen und dies vergleichsweise früh im Lebensverlauf.

Ein entscheidender Einflussfaktor auf den Kinderwunsch ist die Beschäftigungssituation. Die Analysen zeigen, dass besonders für Frauen die Berufstätigkeit einen signifikanten Einfluss auf den Kinderwunsch hat. In allen vier Ländern ist der Kinderwunsch positiv mit einer Vollzeitbeschäftigung verbunden (Abbildung 2a). Während in Frankreich und Bulgarien eine Beschäftigung – unabhängig davon, ob es sich um eine Vollzeit- oder Teilzeitstelle handelt – den Kinderwunsch von Frauen verstärkt, trifft dies in Deutschland und Russland lediglich auf eine Vollzeitstelle zu. Bei Männern stellt sich die Situation ähnlich dar. Für die Analyse wurden hier allerdings aufgrund der sehr geringen Fallzahlen die Kategorien „Teilzeit“ und „Nicht berufstätig“ zusammengefasst. Zudem ist anzunehmen, dass Männer eine Vollzeitbeschäftigung anstreben und eine Teilzeitstelle einer noch

nicht vollständigen Etablierung auf dem Arbeitsmarkt entspricht. Ebenso wie Frauen tendieren Männer in Vollzeitbeschäftigung deutlich mehr dazu, sich ein Kind zu wünschen, als nicht berufstätige bzw. nur in Teilzeit beschäftigte Männer (Abbildung 2a). Dies trifft besonders auf Franzosen und Russen zu.

Diese Ergebnisse werden gestützt, wenn man die Fragen nach den Auswirkungen der Geburt eines Kindes auf die Beschäftigungssituation in die Analysen einbezieht. Sowohl bei Frauen wie bei Männern, die vermuten, dass die Geburt eines Kindes ihre berufliche Situation verschlechtern würde, ist die Chance geringer, sich in den nächsten drei Jahren ein Kind zu wünschen, als bei Personen, die keine Änderung erwarten. Besonders deutlich zeigt sich dies bei Französischen. Erwarten diese, dass die Geburt eines Kindes eine Verschlechterung ihrer beruflichen Situation zur Folge hat, ist der Kinderwunsch um 63 Prozentpunkte niedriger als bei Frauen, die durch die Geburt eines Kindes keinen Einfluss auf ihre Berufssituation erwarten (Abbildung 2b).

Ähnlich sieht die Situation bei Männern aus. In allen Ländern ist die Chance einer Familiengründung geringer, wenn die befragten Männer eine Verschlechterung ihrer beruflichen Situation befürchten (Abbildung 2b). Im Gegensatz dazu ist der Kinderwunsch von Männern in allen vier Ländern stärker ausgeprägt, wenn diese von einer Verbesserung ihrer Beschäftigungssituation ausgehen. Verglichen mit Männern, die von der Geburt eines Kindes keinen Einfluss auf ihre berufliche Situation erwarten, erhöht eine erwartete Verbesserung der Beschäftigungslage

in Deutschland die Chance, sich ein Kind zu wünschen, um nahezu das Dreifache und in Frankreich um mehr als das Doppelte.

Darüber hinaus sind Kinderbetreuungsmöglichkeiten bei der Entscheidung für oder gegen ein erstes Kind wichtig. Geben die Befragten an, dass ihr Kinderwunsch stark von der Kinderbetreuung abhängt, ist die Chance geringer, sich ein Kind zu wünschen (Ausnahme sind Franzosen). Vermutlich haben Frauen und Männer, deren Kinderwunsch von den Möglichkeiten einer Kinderbetreuung abhängt, Zweifel bezüglich der tatsächlich verfügbaren Kinderbetreuungsmöglichkeiten.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Beschäftigungssituation und die erwarteten Auswirkungen der Geburt eines Kindes auf die berufliche Situation wie auch die Möglichkeiten einer Kinderbetreuung für Frauen und Männer bedeutende Faktoren bei der Entscheidung sind, eine Familie zu gründen. Die Geburt des ersten Kindes stellt eine grundlegende Veränderung der Lebenssituation dar. Besonders für Frauen ist eine beruflich und damit ökonomisch stabile Situation wichtig, wenn sie darüber entscheiden, innerhalb der nächsten Jahre ihr erstes

Kind zu bekommen. Für Männer sind die erwarteten Auswirkungen der Geburt eines Kindes auf die berufliche Situation weit mehr für den Kinderwunsch entscheidend als ihre derzeitige Beschäftigungssituation. Zu vermuten ist, dass dabei normative Faktoren den Ausschlag geben. Zudem scheinen soziale Faktoren am Arbeitsplatz eine Rolle zu spielen, etwa ein besserer Kündigungsschutz; dies trifft auf Väter und Mütter gleichermaßen zu.

Die Ergebnisse zeigen sich in ähnlicher Weise in allen in die Untersuchung einbezogenen Ländern. Daraus folgt, dass Frauen in ihrer beruflichen und ökonomischen Unabhängigkeit eine essenzielle Voraussetzung für einen Kinderwunsch sehen. Das bedeutet, dass es die Rolle der Frau gegenüber der des Mannes zu stärken gilt. Besonders auf dem Gebiet der beruflichen und finanziellen Sicherheit, aber auch hinsichtlich eines Ausbaus der Kinderbetreuung könnte eine verbesserte Situation der Frauen zu einer stärkeren Umsetzung des Kinderwunsches beitragen.

*Dorothea Rieck*

### Literatur:

Neyer, G., and D. Rieck: Moving towards gender equality. In: How generations and gender shape demographic change: towards policies based on better knowledge, United Nations Economic Commission for Europe (Ed.). United Nations, New York 2009, 139-154.

# Langes Leben und schlechteres Befinden – ein Paradox?

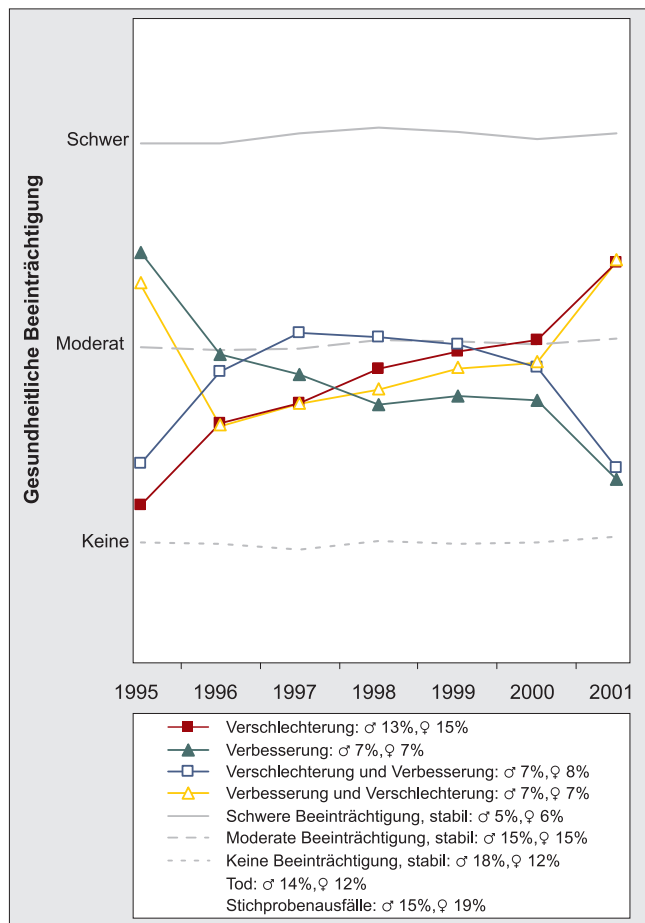
## Geschlechterunterschiede in der Mortalität bestehen selbst bei ähnlichen Gesundheitsverläufen

In allen Ländern der Welt haben Frauen eine niedrigere Sterblichkeit als Männer, geben jedoch gleichzeitig in Umfragen mehr gesundheitliche Beeinträchtigungen und körperliche Beschwerden an. Dazu gehört ein komplexeres Muster an chronischen und akuten Erkrankungen. Warum Frauen länger leben, aber unter schlechterer Gesundheit leiden als Männer, ist trotz reger Forschung noch immer ein Rätsel. Von besonderem Interesse ist daher, wie sich die Sterblichkeit der Geschlechter in einer Phase sich verschlechternder Gesundheit entwickelt. Eine Hypothese ist, dass dann Krankheit in den Vordergrund tritt und sich die Sterblichkeitsniveaus von Männern und Frauen annähern.

Ein Großteil der bisherigen Studien zu Gesundheit und Sterblichkeit betrachtet entweder den Prozentsatz einer Erkrankung in einer Bevölkerung (Prävalenz) oder den Eintritt in eine Erkrankung (Inzidenz). Dabei wird übersehen, dass es im Zeitverlauf sowohl Verschlechterungen als auch Verbesserungen im Gesundheitszustand einer Person geben kann. Eine neue Studie des Rostocker Zentrums zur Erforschung des Demografischen Wandels untersucht individuelle Gesundheitsverläufe von Männern und Frauen, um Aufschluss über geschlechtsspezifische Unterschiede in der Sterblichkeit und Gesundheit zu gewinnen. Wichtig ist dabei die gemeinsame Analyse von individuellen Gesundheitsverläufen und Sterblichkeit. Da sich die Sterblichkeit der beiden Geschlechter unterscheidet, würde die Vernachlässigung der Sterblichkeit in einer Analyse von Gesundheitsverläufen zu statistischen Verzerrungen führen.

Auf der Grundlage des Sozio-ökonomischen Panels (SOEP) wurden über den Zeitraum 1995 bis 2001 typische Gesundheitsverläufe von Männern und Frauen im Alter von 50 Jahren und älter unterschieden (Abbildung 1). Gesundheit wurde dabei mit Hilfe einer allgemeinen Frage zu Beeinträchtigungen in den Verrichtungen des täglichen Lebens gemessen, wobei die drei Antwortmöglichkeiten „keine“, „moderate“ und „schwere“ Beeinträchtigung vorgegeben waren. Im Beobachtungszeitraum starben in allen Altersgruppen 14 Prozent der Männer und 12 Prozent der Frauen, während 71 Prozent der Männer und 69 Prozent der Frauen den gesamten Studienzeitraum überlebten (15 Prozent der Männer und 19 Prozent der Frauen wanderten aus der Studie innerhalb des Erhebungszeitraumes ab).

Unter den überlebenden Personen fand sich am häufigsten der Pfad stabiler Gesundheit ohne



**Abb. 1:** Gesundheitsverläufe und prozentuelle Häufigkeit unter den Überlebenden der 7-Jahres Periode 1995 bis 2001 bei Berücksichtigung von Sterblichkeit und Panelausfällen. Im Alter 50+ erleben 18 Prozent der Männer, jedoch nur 12 Prozent der Frauen einen stabilen Gesundheitsverlauf ohne Beeinträchtigungen. Hingegen erfahren weniger Männer (13 Prozent) als Frauen (15 Prozent) eine Verschlechterung der Gesundheit. Quelle: SOEP 1995–2001 (eigene Berechnungen).

Beeinträchtigung. Dies ist auch gleichzeitig jener Gesundheitsverlauf mit dem größten Unterschied zwischen den Geschlechtern: 18 Prozent der Männer, jedoch nur 12 Prozent der Frauen folgten diesem Verlauf. Unterteilt nach einzelnen Altersgruppen ergibt sich ein stärker differenziertes Bild: Im Alter von 50 bis 59 Jahren, in dem die Sterblichkeit für beide Geschlechter noch niedrig ist, berichtet ein größerer Teil der Männer stabile Gesundheitsverläufe ohne Beeinträchtigung, während Frauen vermehrt eine sich verschlechternde Gesundheit angeben (dies ist in Abbildung 1 der Pfad „Verschlechterung“: Männer 13 Prozent und Frauen 15 Prozent).

Im Alter von 60 Jahren und höher, in dem die Sterblichkeit zunimmt, berichten Frauen von sich verschlechternder Gesundheit, während Männer sterben. Überlebende Männer folgen dabei aber generell positiveren Gesundheitsverläufen als überlebende Frauen.

Betrachtet man das Sterberisiko in den Jahren von 2002 bis 2005 in Abhängigkeit von der individuellen Gesundheitsentwicklung in den Jahren von 1995 bis 2001, so führt sowohl für Männer als auch für Frauen der Pfad „schwere Beeinträchtigung, stabil“ am häufigsten zum Tod. Im Gegensatz zu der eingangs formulierten Hypothese finden sich die größten Unterschiede in der Sterblichkeit der beiden Geschlechter nach sich verschlechternden Gesundheitsverläufen (dies ist der Pfad „Verschlechterung“). Frauen verbleiben in schlechtem Gesundheitszustand, während Männer sterben.

Die Ursache mag im biologischen Bereich liegen, aber auch Geschlechterunterschiede im Krankheitspektrum und im Lebensstil werden oft als Erklärung herangezogen. Hinzu kommen ein anderes Körperverständnis von Frauen und Männern und damit einhergehend ein unterschiedliches Antwortverhalten in Studien, wobei Frauen eher einen schlechten Gesundheitszustand angeben als

Männer. Diese Studie zeigt, dass der Unterschied in der Gesundheit der beiden Geschlechter vor allem durch deren unterschiedliche Sterblichkeit entsteht und dass der Sterblichkeitsvorteil von Frauen auch bei schlechter Gesundheit bestehen bleibt, sogar zunimmt.

Gabriele Doblhammer

**Literatur:**

Doblhammer, G., and R. Hoffmann: Gender differences in trajectories of health limitations and subsequent mortality: a study based on the German Socioeconomic Panel 1995-2001; with a mortality follow-up 2002-2005. *Journals of Gerontology: Series B, Psychological Sciences and Social Sciences* Advance Access published on June 29, 2009. doi: 10.1093/geronb/gbp051.

# Soziales Engagement hält Senioren geistig fit

## Rückgang kognitiver Leistungen im Alter kann durch Training gebremst werden

Während einige kognitive Kompetenzen wie Gedächtnis, Reaktionsvermögen und numerische Fähigkeiten mit zunehmendem Alter abnehmen, gilt dies für andere nicht, etwa für den Wortschatz oder die Kommunikationsfähigkeit. Ein besseres Verständnis, in welchem Alter kognitive Fähigkeiten in welchem Ausmaß zurückgehen, ist zentral für die Diskussion der Anhebung des Rentenalters.

Eine aktuelle Studie des Wiener Instituts für Demographie (VID) in Zusammenarbeit mit der Professur für Bevölkerungswissenschaft an der Universität Bamberg befasst sich mit dem Zusammenhang von kognitiven Leistungen älterer Menschen und deren sozialem Engagement anhand der Daten des Survey of Health, Ageing and Retirement in Europe (SHARE). Die erste Welle dieses als Panel angelegten Alterssurveys wurde in den Jahren 2004 und 2005 erhoben und enthält sowohl Angaben zur gesundheitlichen und ökonomischen Situation als auch Informationen über Freizeitaktivitäten und Freiwilligenarbeit.

Die Studie betrachtet Menschen im Alter von 50 bis 79 Jahren, wobei Personen mit Erkrankungen der Hirngefäße, Krebs oder Parkinson ausgeschlossen werden. Der Datensatz beinhaltet 23.000 Personen in zwölf Ländern: Belgien, Dänemark, Deutschland, Frankreich, Griechenland, Israel, Italien, Niederlande, Österreich, Schweden, Schweiz und Spanien.

Neben einer relativ groben Einschätzung der kognitiven Fähigkeiten durch Fragen nach der zeitlichen Orientierung enthält SHARE vier international gebräuchliche Maße für kognitive Leistungen: Merkfähigkeit, Erinnerungsfähigkeit, Wortflüssigkeit und

### IMPRESSUM

Herausgeber: James W. Vaupel, Max-Planck-Institut für demografische Forschung, Rostock, in Kooperation mit Wolfgang Lutz, Institut für Demographie der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien, und Gabriele Doblhammer, Rostocker Zentrum zur Erforschung des Demografischen Wandels  
ISSN: 1613-5822

Verantwortlicher Redakteur: Gabriele Doblhammer (V.i.S.d.P.)  
Redaktionsleitung: Nadja Milewski  
Wissenschaftliche Beratung: Roland Rau  
Technische Leitung: Silvia Leek  
Druck: Stadtdruckerei Weidner GmbH, 18069 Rostock  
Anschrift: Max-Planck-Institut für demografische Forschung  
Konrad-Zuse-Str. 1, 18057 Rostock, Deutschland  
Telefon: (+49) 381/2081-143 · Telefax: (+49) 381/2081-443  
E-Mail: redaktion@demografische-forschung.org  
Web: www.demografische-forschung.org  
Erscheinungsweise: viermal jährlich

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht notwendigerweise die Meinung der Herausgeber oder der Redaktion wieder.

Der Abdruck von Artikeln, Auszügen und Grafiken ist nur bei Nennung der Quelle erlaubt.

Um Zusendung von Belegexemplaren wird gebeten.



Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften e.V.

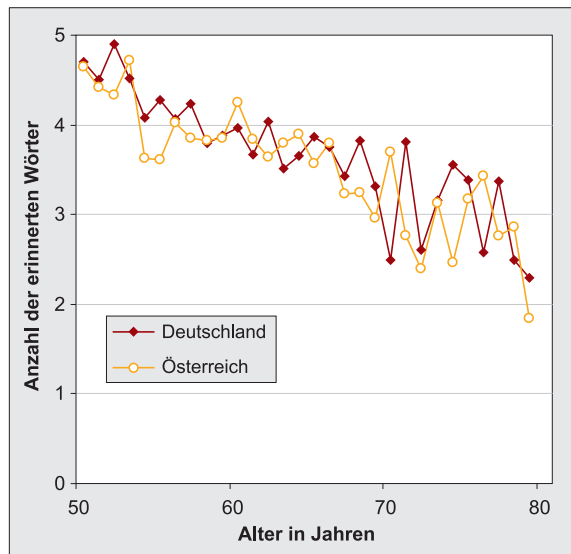


Abb. 1: Durchschnittliche Anzahl der erinnerten Wörter. Quelle: SHARE 2004 (eigene Berechnungen).

numerische Fähigkeiten. „Merkfähigkeit“ umfasst die Anzahl der erinnerten Wörter aus einer Liste von zehn zuvor vorgelesenen Begriffen (zum Beispiel „Butter“, „Arm“, „Brief“). Die „Erinnerungsfähigkeit“ gibt die Anzahl der nach einer gewissen Zeit erinnerten Wörter aus derselben Liste wieder. „Wortflüssigkeit“ gibt die Anzahl der Tiere an, die innerhalb einer Minute genannt werden, und „numerische Fähigkeiten“ sind ein Maß für mathematische Leistung basierend auf vier Fragen.

Prinzipiell wird zwischen fluiden und kristallinen Intelligenzleistungen unterschieden, die durch unterschiedliche Entwicklungsverläufe gekennzeichnet sind. Während fluide Intelligenz erheblichen alterskorrelierten Verlusten ausgesetzt ist, sind kristalline Fähigkeiten bis ins hohe Alter kaum rückläufig und können sogar ausgebaut werden. Die am VID durchgeführte Studie konzentriert sich auf die Erinnerungsfähigkeit älterer Menschen, also kognitive Fähigkeiten, die eher fluide Intelligenz widerspiegeln. Von Interesse ist die Anzahl der Begriffe, an die sich die Befragten nach einer gewissen Zeit noch erinnern konnten.

Erste deskriptive Ergebnisse zeigen, dass mit zunehmendem Alter die Anzahl der erinnerten Wörter abnimmt (Abbildung 1). So konnten sich 50-Jährige in Österreich und Deutschland im Schnitt an fünf Begriffe erinnern, knapp 80-Jährige nur noch an zwei (eine Abnahme der Erinnerungsfähigkeit ist in allen zwölf betrachteten Ländern zu beobachten).

In einem weiteren Schritt wurde mittels eines stochastischen Frontier-Modells der Einfluss verschiedener Faktoren auf den Rückgang der Erinnerungsfähigkeit im Alter untersucht. Neben Alter und Bildung wurden verschiedene Risikofaktoren berücksichtigt, wie Rauchen, Alkoholkonsum, Übergewicht und körperliche Aktivitäten, aber auch

ökonomische und gesundheitliche Aspekte. Von besonderem Interesse ist das soziale Engagement, das in SHARE in unterschiedlicher Form abgefragt wurde: Besuch von Fortbildungskursen, Freiwilligenarbeit, Hilfestellung für Familienmitglieder, Freunde oder Bekannte, Mitgliedschaft in Sport- oder anderen Vereinen, Besuch einer religiösen Einrichtung, Engagement in einer politischen Organisation oder Gemeindeeinrichtung. Auch Erwerbstätigkeit wurde unter dem Begriff des sozialen Engagements subsumiert.

Es zeigt sich, dass alle betrachteten Formen sozialen Engagements, insbesondere der Verbleib in der Erwerbstätigkeit, sowie Bildung (gemessen als höchster erreichter Bildungsabschluss) die Erinnerungsfähigkeit

fördern, während sich Risikofaktoren wie körperliche Trägheit, Fettleibigkeit, Rauchen und Alkoholkonsum nachteilig auf die kognitive Leistung auswirken.

Zu beachten ist jedoch, dass die vorliegende Studie auf Querschnittsdaten beruht und die Ergebnisse möglicherweise durch Kohorteneffekte mitbestimmt sind: Ältere Jahrgänge schneiden eventuell schlechter ab, weil unter ihnen der Anteil von Personen mit geringer Bildung höher ist. Der verstärkte Zugang zu Bildung in den vergangenen Jahrzehnten könnte ein Grund für die bessere Erinnerungsfähigkeit bei jüngeren Kohorten sein. Auch ist zu beachten, dass der kausale Zusammenhang zwischen höheren kognitiven Fähigkeiten und höherem sozialen Engagement in der vorliegenden Arbeit nicht völlig erklärt werden kann. Eine vorsichtige Folgerung könnte dennoch sein, dass Bildungsinvestitionen und das Fördern von sozialem Engagement während des gesamten Lebenslaufs den Menschen helfen könnten, dass sich ihre kognitiven Leistungen im Alter nicht verschlechtern. Dies könnte ihnen den Verbleib im Erwerbsleben selbst in höheren Altersklassen ermöglichen.

Isabella Buber, Henriette Engelhardt, Alexia Prskawetz und Vegard Skirbekk

### Literatur:

Engelhardt, H., I. Buber, V. Skirbekk and A. Prskawetz: Social engagement, behavioural risks and cognitive functioning among the aged. Vienna Institute of Demography of the Austrian Academy of Sciences, Vienna 2008, 48 pp. (European demographic research papers; 2008/1). www.oew.ac.at/vid/download/edrp\_1\_08.pdf.